Franziska König
Hier siehst du nachts noch Sterne



Franziska König

Hier siehst du nachts noch Sterne

Roman

Wallstein Verlag

Meine Mutter ist die Flamme eines Feuerzeugs, die im Wind erlischt. Ein blauer Schimmer. Ein Glas, das aus der Hand gleitet und auf der Anrichte in Scherben zerspringt. Das Aufblitzen von Erschöpfung. Schlaf, der mächtiger ist als Tag oder Nacht. Hunger wird größer, bis er eine Grenze überschreitet und ganz verschwindet. Ein laufender Fernseher, ein laufendes Radio. Aber der Blick auf einen unbekannten Punkt in der Ferne gerichtet. Der Badezimmerschrank hinter einem Spiegel. Um eine Tablette herauszunehmen, muss man sich zuerst selbst ansehen. Es dauert keine fünf Minuten, bis das Bewusstsein eine Schwelle überschreitet. Alles ist vergessen. Es klingelt an der Tür. Eine Mutter wie ein leuchtender Stern, der wirbelt und Wangen küsst und überall strahlende Spuren hinterlässt.

LAND

Eingefallener Dachstuhl, die Mauern instabil. Eine Birke wächst, wo mal ein Wohnzimmer war. Absperrband schleift auf dem Rasen, das Zittern von Plastik im Wind, das wie ein Flüstern klingt. Es wird von Jahr zu Jahr verlassener hier. Abdrücke von Schatten auf der sonnenbeschienenen Wand. Wellblech und eine alte Scheune. Zersprungenes Glas hängt in der Tür einer Garage, dort sind die Spiegelungen unterbrochen. Ein Fahrzeug steht darin oder Teile verschiedener Fahrzeuge, die zusammengebaut wurden. Der Geruch von Benzin. Heute denke ich zum ersten Mal: Das ist kein schöner Ort, um aufzuwachsen. Aber diese Eingeständnisse lasse ich in den Straßen meiner Kindheit zurück. Mein Gesicht der letzten Wintersonne entgegengestreckt. Später werde ich dich waschen und sagen: Bis heute brauche ich niemanden, der mich warm hält im Winter. Die Antennen auf maroden Dächern. Noch immer frage ich mich, wonach ich mich ausrichten soll. Die Vergangenheit geht auch an dir nicht spurlos vorbei. Statt der Kurve der Hauptstraße zu folgen, gehe ich weiter geradeaus, alte Pflastersteine, ein unregelmäßiges Muster. Das Gras am Straßenrand wächst von Jahr zu Jahr weiter in die Wege hinein. So selten fahren wir die Linien entlang in den Innenflächen unserer Hände. Bis die Wege hierher nicht nur schmaler werden, sondern verschwinden. Auf der Straße begegne ich niemandem. Ausgeblichene Zäune, von denen die Farbe abblättert. Meine Besuche sind selten. Als du mich angerufen und mir von deinem Zustand

erzählt hast, hast du wie immer untertrieben. Heute weiß ich nicht einmal, ob es ausreichen wird, mehrere Wochen bei dir zu bleiben. Früher gab es Kinder, die über das Gras liefen. Spätsommerabende. Sie saßen erschöpft auf der Hollywoodschaukel mit wild schlagenden Herzen auf der Suche nach Schatten und einem gleichmäßigen Atem. Als ich sechzehn war, saß ein Mann neben mir auf den gemusterten Bezügen. Er rauchte und benutzte einen deiner Blumentöpfe als Aschenbecher. Ich erinnere mich daran, wie er mich küsste. Zur gleichen Zeit hast du begonnen, meine Katze zu füttern, weil ich es aus Stress zu oft vergaß. Sie wurde aggressiver, bis sie im folgenden Frühling einen fremden Hund angriff. Wenn ich an einem Problem verzweifelte, sagtest du, Wärme wird helfen oder ein Glas Wein. Wenn ich an dir verzweifelte, sagtest du gar nichts, ich sah den Sperlingen auf der Hecke zu. Du hast immer gesagt: Hier siehst du nachts noch Sterne. Wie alles ganz anders sei als in der Stadt. Du sagtest es wie etwas, auf das du stolz warst. Als wäre der leuchtende Nachthimmel ein untrennbarer Teil von dir, dein persönlicher Triumph. Seit deinen neuen Tabletten sprichst du weniger. Gestern Abend habe ich vergessen, die Jalousien herunterzulassen. Selbst tief in der Nacht war es noch hell im Zimmer, zu hell, um zu schlafen. Du hattest recht. Aber ausgesprochen habe ich es nicht. Ich hörte deinem Husten aus dem Nebenzimmer zu.

Wieder bei dir zu Hause, sehe ich die Hollywoodschaukel auf der Terrasse stehen, ohne Bezüge, die kalten, silbrigen Stäbe aus Metall. Der Geruch nach Rost. In der milden Märzluft schwingt sie vor und zurück. Im Hintergrund die unregelmäßigen Töne eines Windspiels

aus Holz. Wie häufig ich nachts hochgeschreckt bin und das einzige Geräusch dieses Windspiel war. Ich bekam an beiden Armen eine Gänsehaut. Im Keller gehe ich vorbei am Regal mit den Vorräten und Flaschen aus Glas. Eingekochtes Obst, Schnaps, Diesdorfer Bretterknaller. Wie lange steht der schon da? Die Schicht Staub spricht Bände. Erinnerungen an Geburtstage. Nachts allein mit dem Rad durch den Wald. Der Nebel über den Feldern um fünf Uhr morgens. Es gibt hier keine Busse. Abgeschnitten vom Rest. Mich übergeben, im Straßengraben aufgewacht. Ich will für dich da sein. Ich will dringend weg von hier.

Eine weite, flache Ebene. Umgrenzt von morschen Zäunen und Mauern, die in der angewärmten Luft flimmern. Dadurch wirken sie durchlässig, fast körperlos. Ich muss mich abwenden, weil sich meine Augen erst an die Intensität des Lichts gewöhnen müssen, bevor ich die unebenen Steinstufen zum Garten hinuntergehe. Es ist einer der ersten Frühlingstage. Die Sonne schlägt mir ins Gesicht. Trockene Erde. Unter meinen Schritten knirscht es ständig: Der Kieferknochen eines Kaninchens, den die Zeit auseinandergebrochen hat. Die Vergangenheit kriecht in die ausgeblichenen Schneckenhäuser. Die Tage verstecken sich in der Hälfte einer Walnuss, die du im vergangenen Winter versucht hast allein mit deinen Händen aufzubrechen. Du wartest schon unter dem Pfirsichbaum. Der Wind darin ist leiser zu hören als früher, ein gedimmtes Rauschen. Im letzten Jahr wurden einige der Äste abgesägt, jetzt sieht er seltsam künstlich aus. Es gibt Regeln für so etwas, an welchen Stellen man ansetzt und

welcher Zeitpunkt der richtige ist. Ich kenne sie nicht. Deine Lieblingsbeschäftigung bleibt der Anbau von Obst, auch wenn niemand hier ist, um es zu essen. Unter meinen Schritten steigt Staub auf. Zuerst bemerke ich die Falten rund um deine Augen. Sie sind tiefer geworden. Dünnes, kupferfarbenes Haar. Deine Haltung ist leicht nach vorn gebeugt, als würde dein Körper sich seiner eigenen Größe nicht bewusst sein. Trotzdem bin ich einige Zentimeter größer als du. Das wird jetzt noch deutlicher. Ich fühle mich fehl am Platz. Wieso setzt du dich nicht? Die weißen Plastikstühle haben Risse. Klare Flüssigkeit. Du schenkst sie mir ein. Du darfst wegen der Wucherungen keinen Alkohol mehr trinken. Ich möchte keinen trinken. Mein Gesicht verzieht sich. Gesten haben sich eingebrannt, und entfernt leuchten gelbe Punkte, verschwommene Blüten. *Ist das hier eine Konifere?*, frage ich. Nein, es ist Wacholder. Am unteren Ende ist der silberne Zaun aufgerissen. Deshalb hast du dahinter einen feinmaschigen Traum gezogen. Er soll deine nachtaktiven Gedanken davon abhalten, hindurchzukriechen. Auch meine Gedanken flüchten sich ständig in Erinnerungen, die ich gar nicht erinnern will. Aus der Erde tauchen vereinzelt grüne Punkte auf. Unkraut, erster Lauch. Die ganze Zeit keimt etwas unter der Erde. Mich beunruhigt das. Erinnerst du dich, wie ich dir einmal die Arbeit abnehmen wollte? Ich habe versucht, die Erde von all dem Unkraut für dich zu befreien. Möglichst nah an der Wurzel greifen für saubere Ergebnisse. Aber ich stellte mich schlecht an. Versehentlich entwurzelte ich mich selbst. Die Pfirsichblüten werden jetzt ausgeleuchtet, ihre Farbe passt nicht zum Rot der Scheunentür. Schatten zeichnen

sich auf grauen Steinen ab. Sie werden brüchig und verschieben sich. An der Wand lehnt eine Leiter. An wenigen Stellen glänzt sie noch, aber ihre Stufen sind nicht mehr silbern, sondern von Rost ummantelt. Sie führt nirgendwohin. Du hältst sie für mich fest, und ich steige sie hoch.

Mit jeder Blüte, die sich in der Sonne öffnet, wird eine Erinnerung freigesetzt.

An den Mann auf dem Friedhof, der orthopädische Schuhe trug und mir zu tief in die Augen sah. Wie er mich nicht begrüßte, sondern sagte *Mädchen, iss mal ein Brot mehr.*

Daran, wie ich nichts dazu sagte, sondern lächelte.

An den Tag, an dem mich mein Vater mit auf die Arbeit im Gartencenter nahm und ich im Lager heimlich mit dem Palettenwagen fuhr, statt in die Schule zu gehen.

Wie er mir ein Stück Kuchen beim Bäcker kaufte, weil ich zum ersten Mal seit Monaten hungrig war, und sein Chef ihn dabei erwischte. Während der Arbeitszeit sei das nicht erlaubt, und dann fiel sein Blick auf mich, die sich hinter ihrem Vater versteckte, die knöchernen Schultern, und er sagte, alles in Ordnung, kein Problem, ich zahle.

An die Morgen zwischen Winter und Frühling, an denen es innerhalb von fünfzehn Minuten hell wurde, und die Tage, an denen über nichts anderes gesprochen wurde als über den Sonnenauf- und -untergang und die Sonnenstunden.

An Sätze, die ich Hunderte Male hörte und trotzdem nur unvollständig erinnere

Lichtmess

je milder der Februar
Hahnenschreie
der Frühling ist nicht mehr weit

und dann, in einem vergangenen Sommer, stand ich dicht gedrängt auf dem Innenhof des Kinosaals, ich trug ein rückenfreies Kleid, und ein fremder Mann drückte seine Zigarette an meinem Schulterblatt aus.

Mein Schweigen und Lächeln und meine Scham hinterließen eine kreisrunde Narbe, die bis heute zu sehen ist.

An deine Schritte auf dem Teppich im Wohnzimmer, dein Auf- und Abgehen, wie du am Fenster stehst und hinaussiehst, ohne wirklich hinauszusehen, wie gefangen du in dir bist, wie du auf die Toilette läufst, wie du dich gegen den Türrahmen sinken lässt, nach Tabletten suchst, und

an die Zitterpappeln und ihr Rauschen.

An all das, was ich jahrelang versucht habe hinter mir zu lassen, während ich die Erde bewässere.

Die Erinnerungen wachsen gegen meinen Willen.

Mein Leben begann mit dem Mondschatten, der an einem Hochsommertag die trockenen Stellen deiner Haut berührte. Der Mond warf seinen Schatten auf deinen Körper, der sich teilte. Die unzähligen Schatten veränderten ihre Gestalt. Statt Umrissen von Blättern zeichneten sich unter den Bäumen schmale Sicheln auf dem Boden ab. Sie verschwammen auf deinem Körper, während du mit Fingerspitzen über die Wölbung deines Bauches strichst.

Der Mond warf seinen Schatten auf die fallenden Temperaturen. Er warf seinen Schatten auf die Stille, die sich mit einer gleitenden Bewegung über die Baumkronen legte. Die Luft ein grauer Schleier. Bis die Tiere nicht mehr wussten, ob es Tag ist oder Nacht. Sie verkrochen sich oder flogen zu völlig falschen Zeiten aus ihren Verstecken hinaus. Es gab keinen Übergangsschatten. Auch deine Tagesabläufe gerieten durcheinander. Der Mond warf seinen Schatten, bis jede Person verstört und fasziniert in den Himmel durch Plastikbrillen mit Goldfolie sah. Nur dein Blick richtete sich in die entgegengesetzte Richtung. Du standest barfuß auf den Küchenfliesen und spürtest Feuchtigkeit an deinen Zehen. Du sahst an dir herab. Flüssigkeit lief an den Innenseiten deiner Beine herunter. Bevor du ins Krankenhaus fuhrst, wartetest du noch einen Moment ab. Du deutetest die Dunkelheit als schlechtes Vorzeichen. Damit warst du nicht allein. Im unregelmäßigen Rhythmus deiner Wehen sehntest du dich nach Licht. Mein Vater saß auf dem Beifahrersitz, während du das Fahrzeug durch die matte Dämmerung steuertest. Er zitterte zu sehr, um selbst zu fahren. Vor dem Krankenhaus rauchte er zur Beruhigung die erste Zigarette seines Lebens. Der Mond warf seinen Schatten, bis er von der Erde aus betrachtet die Sonne verdeckte. Aber bis heute sind wir nie deckungsgleich. Manchmal glaubte ich, darin lag der Grund, dass Nähe zwischen uns ein seltenes Ereignis war. Der Mond warf seinen Schatten auf Zufälle. Jede Nähe war berechenbar. Sogar Zufälle können vorausgesagt werden, und trotzdem weiß ich nur wenig über dich. Der Mond warf seinen Schatten auf Zusammenhänge. Als Kind glaubte ich, wenn du mich

füttertest, fütterst du auch die Dunkelheit. Ich fasste den Entschluss, so wenig wie möglich zu essen, um dir einen Teil des Lichts zurückzugeben, das meine Geburt dir genommen hatte. Der Mond warf seinen Schatten auf den bevorstehenden Jahrtausendwechsel. Auf die Angst, alle Systeme könnten zusammenbrechen. Versehentliche Dopplungen. Aber der Zusammenbruch blieb aus. Es gab wenige falsch datierte Rechnungen. Der kurzzeitige Ausfall von Bankautomaten. Die Fehler waren nicht der Rede wert. Auch für dich änderte sich nicht viel: Das neue Jahrtausend hatte begonnen, du hattest jetzt zwei Kinder statt nur eines, eine Katze lief dir in den Wintermonaten zu, und du fandest keine Arbeit. Der Mond warf seinen Schatten auf dein Leben. Der Mond warf seinen Schatten auf deine fehlenden Perspektiven. Der Mond warf seinen Schatten weit weg von sich, bis er sich selbst nicht mehr erkannte. Der Mond warf seinen Schatten auf mich – und all die Pflanzen in deinem Garten, die bis eben noch geblüht hatten, verschlossen sich.

Ich folge dir durch die Scheune. Holzbalken führen ins Leere und stützen nicht mehr. Wenn ich die Eingangstür hinter uns geschlossen habe und du die Tür hinaus zum Garten noch nicht geöffnet hast, sind wir für einen Augenblick in vollständige Dunkelheit getaucht. Ich sehe nicht mehr deine langsamen Schritte und die verschiedenen Dinge, die uns umgeben. Spüre deinen Blick nicht mehr auf mir. Es erleichtert mich. Dann schiebst du den Holzbalken zur Seite, stemmst dich mit deinem Körper gegen den Ausgang. Grellweißes Licht fließt durch die Scheune. Die Gegenstände kehren zurück: Decken und

Teppiche, die von einem Wandvorsprung hängen. Dein altes Fahrrad. Schaufeln und Werkzeuge. In Kisten aus Holz liegen Planen und Folien. Handschuhe. Durchsichtige Behälter, gefüllt mit Zwiebelknollen. Eine Bank, bei der das Holz der Sitzfläche fehlt. Küchenschränke liegen auf dem Betonboden neben Türen, von denen ich nicht weiß, welche Räume sie dir einmal geöffnet haben. Räume, in denen du aufgewachsen bist. Farbe blättert von ihnen ab, und kein Scharnier funktioniert mehr. Die Dinge kehren zurück, und meine Netzhaut brennt. Der Boden unter den zerbrochenen Treppenstufen ist von Moos bedeckt. Ich habe keinen festen Stand. Zum ersten Mal möchte ich mich an jemandem festhalten. Es wäre mir egal, an wem. Aber dieses Gefühl sackt im unebenen Boden nach unten, wird fest umschlossen von Moos und Erde. Es verschwindet, noch bevor ich es fühlen kann. Das ist gut so. Deine Hände müssen sich nie an jemandem festhalten. Wenn es darauf ankommt, denke ich, wüssten sie vielleicht gar nicht, wie das geht. In deinen Händen liegt sanft das Versprechen zu wachsen. Trotz der Risse. Es braucht nur eine Berührung, und die Köpfe der Pflanzen richten sich auf. Gedanken, die sich zu dir neigen. Wie du nur über eines der von Raupen angefressenen Blätter streichen musst und sich die kranke Pflanze wieder erholt. Der Lerchensporn und die langstieligen Tulpen blühen. Die Blüten der Forsythien, die schon jetzt mehrere Meter nach oben ragen. Wie sie immer weiterwachsen, bis ihr gelbes Leuchten über unseren Köpfen schwebt, ein Planetensystem, bestehend aus vielen kleinen Sonnen. Eine Wärme hoch und weit entfernt, wie etwas, das wir hier unten nicht

erreichen können. Neben den Forsythien eine Tonne aus Plastik, in der das Regenwasser gesammelt wird. Die äußere Schicht war einmal grün, inzwischen ist sie nur noch blassblau. Verdünnte Zeit. Ich stehe neben dir, und das Licht scheint durch den Birnbaum. Es dringt durch die Schichten. Hellgrün. Ich werde durchlässig, habe Spaltöffnungen wie die Blätter. Wir folgen den Adern, die sich durch Blattgewebe ziehen. Bremsen suchen Blut und Blütenstaub. Vibrierende Flügelschläge. Wenn Träume über unsere Haut kriechen und zustechen, wehren wir sie nicht ab. Dabei brennen ihre Stiche tagelang. Stattdessen das Sammeln der orangefarbenen Blätter. Du verteilst ihr Öl auf den wunden Stellen. Gegen die Entzündungen und Schwellungen. Deinen Händen fällt es leicht, aufmerksam und beständig zu sein. Sie stehen nie still. Sie legen nie eine Pause ein, sondern nur sorgfältig in Reihen an. Sie topfen die jungen Tomaten rechtzeitig um. Sie spüren mit einer Berührung, ob sie Wasser brauchen oder Licht. Erde und Schmutz dringen in die Risse ein, setzen sich fest. Jeder deiner Fingernägel beschreibt an seinem oberen Ende eine elegante Kurve. Früher sagtest du oft, meine Hände hätten überhaupt keine Ähnlichkeit mit deinen. Es stimmt. Alles, was ich berühre, zerstöre ich. Du hältst dich an Abfolgen und Regeln. Deinen Pflanzen fällt es leicht, unter diesen Bedingungen zu wachsen. Nur bei mir hat es nicht funktioniert. Mich konntest du nie zum Wachsen bringen. Je mehr du es versucht hast, desto mehr verschwand ich. Du hast mich nicht heranziehen können. Es gab keine Abfolge von Schritten, die du einhalten konntest. Ich passte in keine der Reihen. Wenn ich auseinandergefallen bin, konntest

du mich nicht wie die langen und biegsamen Tomatenranken an einem Metallstab festbinden. Ich ließ mich in keine Richtung lenken. Ich war widerspenstig. Ich brach das Versprechen, das in deinen rissigen Händen lag. Es half nicht, mich umzutopfen, die Erde mit Nährstoffen anzureichern, mich auszugraben und an einen anderen Ort zu stellen. Die anderen Pflanzen sehnten sich nach Licht. Ich trage die Sonnenfinsternis noch immer in mir. Meine Dunkelheit überschattete deine Versuche. Bis du aufgegeben hast. Bis du nicht mehr mit mir gesprochen hast. Wochenlang. Ich erinnere mich an die mechanische Waage, verfärbtes Plastik, das Geräusch, das sie von sich gab, wenn sie sich einpendelte. Sie stand neben deinem Kleiderschrank, wurde unter die Kommode geschoben. Ich war mir der Abstände bewusst. Ich wollte nicht, dass du bemerkst, wie häufig ich sie benutzte. Ich begann Geheimnisse zu sähen. Bis ich im Krankenhaus aufwachte. Durchsichtige Schläuche. Rückfälle. Wenn in meinen Händen Samen liegen, lasse ich sie vom Wind davontragen. Meine Geheimnisse keimen nicht in Reihen. Sie sprießen an Orten aus der Erde, wo sie niemand erwartet. Dein Blick auf mich. Oberflächen. Sie zählten für dich, mehr als alles andere. Ich wollte endlich gut genug für dich aussehen. Ich wollte nicht verschwinden. Ich musste mich entscheiden: zwischen mir und einer schlankeren Version meiner selbst, die gut genug für dich war. So oft habe ich versucht, meine Entscheidung rückgängig zu machen. Es gelang mir nie.

Nicht, als ich in der zweiten Klasse war und mich bemühte, möglichst beschäftigt auszusehen. Ich löste die Aufgaben schnell. Es war nichts, worauf ich stolz war.

Ich ließ die Spitze meines Stiftes knapp über dem bereits vollgeschriebenen Papier in meinem Heft schweben, holte zu schwungvollen Buchstaben aus, die ich in die Luft schrieb. Ich wollte kein Lob. Ich wollte meine Ruhe. Ich hatte die Luftbuchstaben satt. Ich wollte mich in keine Richtung ausdehnen. Eines Tages hatte ich beschlossen, etwas dagegen zu unternehmen. Die anderen Kinder sahen mit angestrengtem Blick auf das Heft vor ihnen. Ich brachte mir die Zahlen bis 1500 bei. Es war mein Kalorienbedarf, den ich heimlich und mit langsamem Internet an deinem Computer ausgerechnet hatte. Schon damals im Speisesaal des verlassenen Hotels, in dem wir im Sommer waren, war meine Entscheidung gefallen. Du hast von dir gesprochen, aber deinen Blick auf mich habe ich schon dort gespürt. Ich erinnere mich, wie du während des Frühstücks sagtest, nach dem Urlaub müsstest du wieder mehr auf dich achten. Damit meintest du dein Gewicht. Es sollte weniger werden. So war es immer. Dabei habe ich in deiner Gegenwart nie ein Zuviel empfunden, sondern immer nur ein Zuwenig. Zu wenig Wärme, zu wenig Lachen. In der dritten Klasse begann ich, in der Schule zu betrügen. Aber ich betrog verkehrt herum. Es hatte nie schlechte Noten gegeben, die ich vor dir verbergen musste. Ich schämte mich, weil ich immer nur Einsen schrieb. Es langweilte mich selbst. Das Kalorienzählen langweilte mich auch. Ich tat es trotzdem. Wenn die anderen Kinder nach den richtigen Antworten suchten, der Blick abwesend, dachte ich mir falsche aus. Sie sollten glaubhaft sein. Meine Lehrerin sollte nicht denken, ich machte mich über sie lustig. Im Deutschunterricht arbeitete ich absichtlich einen Recht-

schreibfehler in meinen Text ein. Ich sehnte mich so sehr danach, Fehler zu machen und für sie bestraft zu werden. Aber ich wurde nicht bestraft. Das Gegenteil trat ein. Ich hörte die Lehrerin laut ausatmen, wie zufrieden sie war, als ich einen Fehler machte. Alle schienen erleichtert zu sein. Zuerst die Lehrerin, dann die Klasse und du auch. Einen Tag lang machte es mich liebenswert. Niemand durchschaute mein Geheimnis. Ich versuchte, die Enttäuschung nicht persönlich zu nehmen. Jedes andere kluge Mädchen hätte in ihnen das gleiche Misstrauen geweckt. In der Nacht las ich oft ein Buch, obwohl ich längst schlafen sollte. Beim Umblättern der Seite schnitt ich mich an dem rauen Papier. Der Schnitt war kaum sichtbar, blutete nur schwach. Ich spürte den Schnitt zwei Tage lang. Deine Blicke konnten sich genauso anfühlen. Wie viele kleine dieser Schnitte.

Selten habe ich das Gefühl, überhaupt Entscheidungen zu treffen. Aber an irgendeinem Punkt muss ich sie getroffen haben. Sonst wäre ich nicht hier. Ich glaube nicht an Schicksal. Aber an die gelbe Blütenfarbe der Forsythien, egal wie weit entfernt ihre Wärme scheint, und an das Geflecht aus Adern in den Blättern des Birnbaums. Es gibt Zeiten, in denen meine Hände alles berühren wollen, als eine Form von Gewissheit. Manchmal verwechsle ich dieses Gefühl mit Sehnsucht.

Ich erinnere mich an den Sonntag, an dem ich um fünf Uhr morgens aufgewacht bin. Es war Spätsommer, und draußen war es weder hell noch dunkel. Ich fühlte wenig, nicht einmal Müdigkeit. Ich spürte nur, dass etwas nicht stimmte. Vielleicht war ich betrunken. Also ging ich geräuschlos die Treppe hinunter und öffnete die Tür nach

draußen. Meine Zehen berührten den feuchten Rasen. Er war von Tau benetzt. Auf der Hollywoodschaukel auf der Terrasse lag ein Mann. Er hatte sich die Bezüge um den Körper geschlungen wegen der nächtlichen Kälte. Sein Körper lag auf den dünnen Metallstäben. Sie schnitten in seine Haut. Muskeln und Fett umschlossen die Zwischenräume. Von seiner Haut stieg ein säuerlicher Geruch auf. Graue Bartstoppeln. Er lächelte im Schlaf. Ich trat näher heran. Das Windspiel aus Holz, das unter dem Dach hing, lag auf dem Boden. Ich hatte früh gelernt, was in solchen Situationen zu tun war. Keine Schwäche zeigen. Ich tippte auf seine Schulter und sagte, er solle verschwinden. Er nickte mit hängenden Schultern und verschwand. Er tat mir leid. Eine Perle aus Holz ist von einem der Fäden des Windspiels abgefallen. Der Rest ist nicht zersprungen. Also gab es auch für mich keinen Grund zu zerspringen. Ich hängte das Windspiel wieder auf und legte mich zurück ins Bett. Als ich zwei Stunden später mit der warmen Holzperle in der Hand aufwachte, hörte ich, wie du in der Küche die Kaffeemaschine befülltest. Es begann ein gewöhnlicher Sonntagmorgen.

Möchtest du den ersten Rhabarber mitnehmen? Die Erdbeeren sind noch nicht so weit. Deine Stimme lässt meine Erinnerungen verschwinden. *Lydia?* Dann spüre ich wieder meine Schritte im weichen Moos und das Sonnenlicht in meinem Gesicht. Ein warmer April. Seit sechs Wochen bin ich bei dir. Du hockst neben dem Birnbaum und hältst eine Plastikschale in deiner linken Hand, während du mit der anderen durch die Erdbeerpflanzen fährst.

Als es in deinem Garten noch Tiere gab und mir der Tod ganz leicht erschien, war ich vier Jahre alt. Leicht waren Federn, die ich nicht aufsammeln sollte, das Gefühl, im Sommer barfuß über die kühlen Fliesen in der Küche zu laufen. Die Körner in den Schnäbeln der Sperlinge, die hungrig auf der schräg geschnittenen Hecke herumsprangen. Leicht waren Gewitterfliegen, die erst durch die Luft schwebten, bevor sie auf Haut klebten, und der Tod. Schwer waren die Hornissen und das ungemähte Gras, wenn sich die Halme durch ihr eigenes Gewicht im Wind bogen. Der Regen, der durch das weit geöffnete Fenster fiel und auf der Fensterbank stand. Niemand wischte ihn weg. Schwer war der Geruch aus Farbeimern, der in der Nase stach, wenn du deinem Leben wieder einen neuen Anstrich verleihen wolltest. Schwer war deine Traurigkeit. Als es in deinem Garten noch Tiere gab, stand auf der Herdplatte ein grüner Topf, in dem die Organe schwammen. Es war immer die Herdplatte vorne links. Wenn du eines der Hühner umgebracht hattest, wurden meine Schwester und ich ungeduldig. Vor Freude lachten wir und schrien. Das Wasser im Topf schäumte. Es brodelte und zischte. Ein Tropfen sprang nach oben und verbrannte die Haut auf meinen Wangen. Es machte mir nichts aus. Zoe und ich stritten uns heimlich um das Herz, während du damit beschäftigt warst, die Einzelteile unserer Leben zusammenzuhalten. Es schwamm zwischen den anderen Organen, der dunklen Leber, dem Magen, hart und groß. Aber das Herz war nie zäh, sondern weich und mild. Seine Größe war von der Jahreszeit abhängig, davon, wie viel sich die Tiere bewegten, welches Futter sie bekamen, Körner aus einer

Schale oder deine Traurigkeit, die du wie Brotstücke auseinanderrupftest und ihnen eilig vor die Füße warfst. Drei Jahre später hörte ich auf, Fleisch zu essen. Fünf Jahre später begann ich daran zu zweifeln, ob es nicht doch Herzen gab, die zäh waren, Menschen, die mit einem solchen Herzen lebten und Entscheidungen trafen, und als sich meine Zweifel bestätigten, aß ich gar nichts mehr. Als mir der Tod ganz leicht erschien, stand ich neben Zoe, unsere Hände umschlossen Gabeln. Die Umrisse unseres Lachens spiegelten sich in ihnen. Ich stieß Zoe zur Seite. Aber weil sie älter und in jeder Hinsicht stärker war als ich, gewann sie. Sie entdeckte das Hühnerherz im Topf und hielt es mit ihrer Gabel fest. Sie triumphierte. Sie hielt das Herz in die Höhe. Kompakt und graubraun. Die Fasern schimmerten. Unten die Herzkammern, die schmal zueinanderliefen und sich vorsichtig berührten, oben die breiten Arterien. Heißes Wasser tropfte auf den Boden. Das dunkle Herz glänzte. Bis heute erinnere ich mich jedes Mal an das aufgespießte Herz, wenn ich mich in jemanden verliebe.

Hast du wirklich geglaubt, die Klemmen aus Metall würden ausreichen, um nicht nur die alte Wachstischdecke zu fixieren, sondern auch die Ereignisse in deinem Leben zusammenzuhalten? Wenn das alles nicht geholfen hat, nahmst du einen Plastikeimer mit Senf zu Hilfe, den du in die Mitte des Tisches gestellt hast. Als zusätzliches Gewicht. Der Tisch war das Zentrum des Gartens, umstellt von Agaven. Die meisten deiner Pflanzen hast du aus dem Urlaub in Tschechien mitgenommen. Du hast sie nicht gekauft. In deiner Handtasche hattest du immer

eine Nagelschere dabei, um in Restaurants und Hotels die kleinen Ableger abzuschneiden. Die Tochterpflanzen waren bis zu diesem Augenblick über unterirdische Ausläufer mit dem Wurzelbereich der Mutterpflanze verbunden. Es sind schon immer die kleinen Helfer gewesen, an die du dich klammerst. Deine Handcreme, die nach Lavendel riecht. Ein Glas Sekt (der günstigste). Der grüne Kajalstift, der deine Augen ganz umrandet, um von den Schatten abzulenken. Schweigen, Schreien. Wenn es schlimmer wird: Tabletten. Ich lasse mich von deiner Dunkelheit verschlucken. Bis nur noch der Geruch von Salz und Erde spürbar ist. Die Sommer meiner Kindheit und ihre glühende Dunkelheit. Die Sommer, in denen du nicht mehr zur Arbeit gingst. Die Sommer, in denen wir in ein verlassenes Skigebiet gefahren sind, damit du dir den dreitägigen Urlaub leisten konntest. Verkehrt herum leben. Leere Orte. Vor einigen Wochen hast du damit begonnen, deinen Besitz auszusortieren. Unsere Worte sind wie Tassen, von denen der falsche Goldrand abblättert, bedeckt mit Staub. Brauchst du die? Sonst werfe ich sie weg. Du verschenkst deine Sommerkleider, sogar das mit den Mohnblumen. Es passt mir nicht. Es ist zu klein. Verkehrt herum denken: Der Körper ist zu groß. Du musst es nicht aussprechen, damit ich weiß, was du denkst. Du findest einen Aschenbecher aus Glas. Den möchte ich haben. Dabei hast du nie geraucht. Es war genug für dich, dein Schweigen zwischen Zeige- und Mittelfinger zu rollen. Dein stummer, ausgebrannter Ärger. Bis vor lauter Schweigen nur noch dein Blick auf die verblühten Hortensien übrig blieb.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2027
Wallstein Verlag GmbH
Geiststr. 11, 37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de
info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Bembo
Umschlaggestaltung: Eva Mutter (evamutter.com)
unter Verwendung ###
Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-8353-6248-2